

Daniel Schulz

**ICH HÖRE
KEINE
SIRENEN
MEHR**

Daniel Schulz

**ICH HÖRE
KEINE
SIRENEN
MEHR**

**Krieg und
Alltag in der
Ukraine**

Siedler

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2023 Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Karte: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0167-7

www.siedler-verlag.de

Für Darik
Oh yeah!

Inhalt

Wie es zu diesem Buch kommt	11
Zu den Begriffen im Buch	17
Anarchistische Bienen Tscherniwzi, März 2022	21
Ankunft Lwiw, Mai 2022	37
Alltag und Ausnahmezustand Lwiw, Mai 2022	41
Theater spielen Mykolajiwka/Nikolajewka, April 2015	57
Glas Kyjiw, Mai 2022	73

Nummer Eins	77
Kyjiw, Mai 2022; Herbst und Winter 2018	
Narbe	93
Kyjiw, Mai 2022	
Wellblechkonfetti	99
Trasse Kyjiw – Schytomyr, Mai 2022; Herbst und Winter 2018	
Krank im Krieg	105
Schytomyr, Mai 2022; Herbst und Winter 2018	
Fett	117
Schytomyr/Kyjiw, Mai 2022	
Geburtstag	119
Kyjiw, Mai 2022	
Nach Osten	129
Straße Kyjiw – Dnipro – Saporischschja, Mai 2022	
Andriy bleibt hier	141
Saporischschja, Mai 2022	
Vielleicht ist Angst kein Hund, sondern ein Vogel	161
Saporischschja, Mai 2022	
Der Parkplatz	167
Saporischschja, Mai 2022	
Taubenstadt	171
Borodjanka, Mai 2022	

Nach Norden	175
Straße Kyjiw-Slawutytsch und Kyjiw-Jahidne, Juni 2022	
Tote an der Wand	179
Jahidne, Juni 2022	
Ein Tag im Leben einer Sucherin	189
Slawutytsch und Jahidne, andere Dörfer im Gebiet Tschernihiw, Juni 2022	
Rückkehr der Fliegerin, Teil 1	209
Kyjiw, Juni 2022	
Drohnen fliegen im Donbas	221
Kyjiw/Awdijiwka, Juli 2016	
Rückkehr einer Fliegerin, Teil 2	239
Kyjiw, Mai 2022	
Erleichterung	247
Charkiw, Juni 2022	
A & O	251
Charkiw, Juni 2022	
Eine halbe Geschichte	261
Ternopil 2022, und Cherson, 2018	
Zehn Dinge, die einem sofort auffallen, nachdem man die Ukraine verlassen hat	269
Przemyst – Krakau – Berlin, Polen und Deutschland, Juni 2022	
Danksagung	271

Wie es zu diesem Buch kommt

Eine Fünfzehnjährige sitzt in meiner Küche, die Schwester einer sehr guten Freundin. Ihre Familie hat es geschafft, dass sie ein paar Wochen außerhalb der Ukraine Urlaub machen kann. Es ist Sommer, ich bin gerade einen Monat in der Ukraine gewesen und suche nach einem Gesprächsthema, das nichts mit Krieg zu tun hat. Nach etwas Einfachem, Banalem, etwas für Small Talk. Ich frage, ob sie später lieber in ihrer Heimatstadt Odesa leben möchte oder in der Hauptstadt, in Kyjiw, wo es mehr Arbeit gibt und wo ihre große Schwester lebt. Sie lächelt, dreht Spaghetti auf eine Gabel und sagt: »Über so etwas denke ich nicht nach. Erst einmal will ich den Krieg überleben.«

Im Sommer 2013 bin ich das erste Mal in die Ukraine gefahren. Und nur im ersten Jahr meiner Bekanntschaft mit diesem Land habe ich es im Frieden erlebt.

Dieses erste Mal ist ein Urlaub. Zusammen mit zwei Freund:innen geht es per Nachtzug zu den Standardzielen der Ukraine:

Kyjiw, Odesa, die Halbinsel Krim. 14 Tage sind wir unterwegs. Diese Tour soll ein Test sein, denn eigentlich träumen wir drei von einer Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn. Einer Reise durch Russland.

In Sewastopol, dem Hafen der russländischen Schwarzmeerflotte, sehen wir eine Parade an uns vorbeiziehen. Zehn alte Männer, dünne Beine haben sie alle, dicke Bäuche nur manche, in einem wackligen Stehschritt auf ein Denkmal für Katharina die Große zu. Der Anführer des Trupps trägt eine Fahne in den russländischen Farben Weiß, Blau und Rot. Wir fragen zwei Frauen auf einer Bank, was wir da beobachteten. Sie lachen und sagen, das wären nur ein paar Trottel, die glauben, die Krim würde eigentlich Russland gehören.

Als ich im Frühjahr 2015 das zweite Mal in die Ukraine reise, sind die Trottel die Sieger. Russländische Truppen haben die Krim besetzt und zusammen mit von Moskau unterstützten Miliz-Einheiten aus den Gebieten Donezk und Luhansk einen Krieg im Osten der Ukraine angefangen. Für meine Zeitung, die *taz*, berichte ich über Schüler:innen, die 60 Kilometer hinter der Front ein Theaterstück aufführen. Sie erzählen von Verwandten und Freund:innen, die getötet wurden. Von Vätern, die in Russland arbeiten und die Geschichten der Moskauer Regierung glauben, laut denen ukrainische Faschisten kleine Kinder an die Bäume nageln. »Ich habe sogar meinen Laptop aus dem Fenster gehalten und mit der Kamera gefilmt, um meinem Vater zu zeigen, dass es bei uns ruhig ist«, sagt eine Schülerin. »Aber er hat gesagt, auch wenn die Faschisten im Moment nichts tun, geht es sicher wieder los, sobald ich den Laptop ausmache.«

Der Krieg Russlands gegen die Ukraine und die ihn begleitende Propaganda hat nicht erst im Februar 2022 begonnen, sondern mindestens acht Jahre vorher. In diesen acht Jahren, in denen Soldat:innen nur im Osten kämpfen, scheint der Krieg eingehegt, festgehalten entlang der Schützengräben im Donbas, eingefroren, wie Politiker:innen hierzulande gerne sagen. Nicht nur in Deutschland und Frankreich und anderswo in Westeuropa, auch in Kyjiw, Odesa und Lwiw versuchen viele Menschen lange, sich von diesem Krieg abzuschirmen. Sie wollen so wenig wie möglich daran denken, dass es ihn gibt.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 2022 sitze ich mit einem Kollegen vor dem Computer, wir sehen uns in den ukrainischen Nachrichten, auf Twitter, auf Telegram-Kanälen alles an, was auf einen Angriff hindeuten könnte, wir prüfen Stau-meldungen auf der Krim via Google Maps und schauen Überwachungs-videos von überfallenen Grenzposten, bei denen nicht klar ist, ob sie echt sind. Bis Vladimir Putin um vier Uhr morgens im Fernsehen eine »besondere Militäroperation« ankündigt, will ich nicht an einen weiteren oder vielmehr größeren Krieg glauben.

Über Telegram und Signal schreibe ich mit zwei meiner engsten Freundinnen in der Ukraine. Die eine Freundin sieht am 24. Februar eine Rakete dicht über ihren Wohnblock in einer Kleinstadt bei Kyjiw hinwegfliegen, packt Mann und Kind ins Auto und fährt nach Westen. Sie fragt mich, ob ich mich um ihren Sohn kümmern werde, wenn ihr etwas passiert. In einer Stadt 270 Kilometer südwestlich von Kyjiw findet sie einen Notar und unterzeichnet die entsprechenden Dokumente. Die andere Freundin entscheidet sich, in der Hauptstadt zu bleiben und schickt mir Fotos, wie sie zwischen anderen Menschen in einem Bahnhof der Metro auf einem Schlafsack sitzt.

In den Wochen und Monaten nach den ersten Angriffen fühle ich mich gelähmt und zugleich ständig wie unter einen leichten Strom gesetzt, der mich nur vier oder fünf Stunden pro Nacht schlafen lässt. Ich scanne Twitter und Telegram nach Nachrichten aus der Ukraine, nach Berichten von Augenzeug:innen, nach etwas Neuem, ich retweete, was mir als gesichert erscheint, nur um das Gefühl zu haben, etwas Nützliches zu tun. Ich installiere die ukrainische App Trivoga auf meinem Handy, um zu sehen, wann es Raketenalarm in den Orten gibt, in denen Freund:innen wohnen. Das passiert so gut wie jede Nacht.

Über Netzwerke von Freund:innen helfe ich nachts dabei, Menschen aus der Ukraine zu holen, über Lwiw, über Košice, über Siret. Ich sammle Geld für Funkgeräte für Sanitäter:innen und suche nach Schutzwesten für Journalist:innen in der Ukraine. Dabei geht es vor allem um Organisation und Absprachen. Zu dieser Zeit leite ich noch das Recherchereisort der *taz* und kann nicht so einfach wegfahren.

Neben der Ohnmacht setzt mir die Ungewissheit am meisten zu. Alle Menschen, die ich in der Ukraine kenne, schweben in Gefahr. Aber wie groß ist die wirklich? Wird Kyjiw doch noch erobert? Bedeutet jeder Alarm auch einen tatsächlichen Angriff, eine möglicherweise tödliche Explosion?

Anfang März fahre ich das erste Mal mit meinem Freund und Kollegen Marco Zschieck in die Ukraine. Das Auto haben wir mit der Hilfe und dem Geld von Freund:innen innerhalb von Tagen besorgt. Es ist voll mit Schlafsäcken, Medikamenten, Festplatten, Kabeln und anderem elektronischem Zubehör. Viele Menschen, die Marco und ich in der Ukraine kennen, sind Kamerafrauen, Produzent:innen, Regisseur:innen. Sie brauchen die Technik, sie wollen den Krieg filmen, festhalten, was sie können, auch wenn das für sie ständige Lebensgefahr bedeutet. Wir

fahren nur wenige Tage, über Tschechien, Ungarn und Rumänien. Wir fahren gerade einmal 40 Kilometer in die Ukraine hinein, nach Tscherniwzi, einer Großstadt im Südwesten des Landes.

Diese Reise hilft, sich einen ersten Eindruck zu verschaffen. Aber sie dauert nicht lange, und Tscherniwzi liegt zu sehr am Rand der Ukraine, zu sicher, um dort zu begreifen, was dieser Krieg anstellt mit dem Land und den Menschen, die dort leben. Also fahre ich im Mai noch einmal, dieses Mal mit dem Zug. Einen Monat lang möchte ich bleiben, ich habe die grobe Vorstellung, die Ukraine einmal zu durchqueren, von Lwiw im Westen bis Charkiw und Saporischschja im Osten.

Eine kugelsichere Weste der Schutzklasse vier habe ich mir per Telegram im slowenischen Lubljana gekauft, dazu noch Helm, Tourniquet und Medikit. Macht etwas mehr als 1800 Euro. Weil ich Mitglied bei Reporter ohne Grenzen bin, kostet mich die Versicherung für Verletzungen im Kriegsfall für vier Wochen nur knapp über 200 Euro. Die Weste ist ein sehr schwerer Talisman. Ich werde sie überall mit hinschleppen, man weiß ja nie, für den Fall der Fälle. Aber ich ahne vor der Reise schon, dass ich sie nie tragen werde. Vor den Einschlägen der russländischen Raketen können mich Helm und Weste nicht bewahren, und direkt an die Front möchte ich dieses Mal nicht. Mein letztes medizinisches Training liegt zu lange zurück, und außerdem interessiert mich etwas anderes viel mehr: der Alltag des Krieges abseits der Kämpfe.

Zu den Begriffen im Buch

In den Texten verwende ich oft das Adjektiv »rusländisch« statt »russisch«. Das tue ich dann, wenn es beispielsweise um Aktionen des rusländischen Staates und seine Institutionen geht. Russ:innen sind nur eine von etwa 160 Ethnien in der Rusländischen Föderation, Russisch ist nur eine von circa 135 Sprachen. Adjektive wie das deutsche »russisch« und das englische »Russian« machen diese Tatsache unsichtbar. Sie tragen außerdem dazu bei, die koloniale und imperiale Geschichte Russlands zu verwischen, das nur deshalb der größte Staat der Erde werden konnte, weil es sich die Gebiete vieler Völker durch Eroberung und Verträge angeeignet hat. Zudem ist die rusländische Armee, das wird in diesem Krieg wieder deutlich, eben keine »russische« Armee. An der Front lässt die Regierung in Moskau viele Marginalisierte kämpfen. Arme Männer vom Land, aber eben auch Angehörige der im Laufe der rusländischen Geschichte kolonisierten Minderheiten, wie zum Beispiel Menschen aus Burjatien und Tuwa.

Diese Unterscheidung kommt aus Russland selbst: »Russkije«

bezeichnet Russ:innen als Ethnie, »Rossijskije« dagegen wird in administrativen oder geografischen Zusammenhängen genutzt.

Wenn ich Gruppen von Menschen bezeichne, genere ich üblicherweise mit Doppelpunkt, es sei denn, diese Gruppe besteht nach meinem Wissensstand zum Beispiel ausschließlich aus Männern.

Für die Namen ukrainischer Orte benutze ich die ukrainische Schreibweise in deutscher Umschrift und nicht die hierzulande noch oft gebräuchliche russische. An Kyjiw statt Kiew haben sich viele deutsche Leser:innen inzwischen gewöhnt, bei Donbas statt Donbass und Odesa statt Odessa ist das nicht so. Ein scharfes »S« wird im Deutschen üblicherweise nun einmal mit »ss« ausgedrückt. Ich habe mich dennoch für die Variante mit dem einen »s« entschieden, um es einheitlich zu halten.

Bei Namen von Personen verwende ich die englische Umschrift, weil die Menschen sie so in ihren Dokumenten wie dem Reisepass und als Selbstbezeichnung benutzen. Das heißt zum Beispiel, dass ich »Ivan« schreibe statt »Iwan« und »Andriy« statt »Andrij«. Bei der Entscheidung, ob ich die ukrainische oder die russische Variante ihres Namens verwende, richte ich mich nach dem, was mir meine Gesprächspartner:innen gesagt haben. Oder danach, wie eine prominente Person in der Öffentlichkeit auftritt. Dabei kann es übrigens manchmal ziemlich bunt zugehen:

Auf den Webseiten der ukrainischen Regierung nennen sie den Präsidenten Volodymyr Zelenskyy. Englischsprachige Medien des Landes wie die *Ukrainska Prawda* verwenden dagegen meist die Namensvariante mit einem »Y«, also Zelensky. Manchmal tauchen in Texten der *UP* allerdings auch beide Möglichkeiten auf.

Noch variantenreicher wird es oft bei der Übertragung der Namen ins Deutsche. Der im Oktober 2022 mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnete Schriftsteller Serhij Zhadan würde in deutscher Umschrift mit Nachnamen eigentlich Schadan heißen, so steht er auch bei Wikipedia. Nach rein englischer Umschrift hieße er Serhiy mit Vornamen. Hier hat sich eine Mischvariante durchgesetzt, die sein Verlag auch auf seine Bücher druckt.

Während meines zweiten Besuchs in der Ukraine 2015 hat eine der Freiwilligen, die Schüler:innen im Donbas Schattentheater beigebracht hat, einen Scherz gemacht. Sie sagte, so wie Katzen sieben Leben haben, hätten alle Ukrainer:innen sieben Namen. Vorname in Ukrainisch, Vorname in Russisch, Vatersname, Familienname, englische Umschrift, die Umschrift, in der die Ausländer:innen schreiben, mit denen sie gerade zu tun haben, und die zum Anreden unter Freund:innen gebräuchliche abgekürzte Variante des Vornamens, zum Beispiel Nastya für Anastasiia.

Ich habe diese Vielfalt immer gemocht. Sie erscheint mir nicht als Durcheinander, sondern als weniger fest und begrenzt als die oft nur in einem Vor- und Nachnamen kategorisierte Identität in Westeuropa.